

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 14

Artikel: Die erste Versuchung
Autor: Kurowski, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu, um wenigstens dort etwas Besseres zu erfahren.

Franz Kurowski

«Das ist *mein* Gras», sagte das kleine, weisse Lamm, das er besonders gern gehabt hatte, und es legte den Fuss auf ein grünes Büschelchen Gras.

«Ich habe es zuerst gesehen», maulte ein anderes, das den ganzen Tag sprang, hüpfte und posierlich anzusehen war.

«Ich werde dich ins Ohr beissen», murmelte das sanfte, weisse Lamm und zog die Oberlippe hoch.

«Genug?» fragte der Heilige und schnippte wieder gegen Pietros Ohr.

Pietro nahm sein Säcklein auf den Schoss, kreuzte die Hände darüber und starrte entsetzt auf den alten Heiligen. «Sie sind ja um kein Haar besser als die Menschen», murmelte er, und er blickte auf die Schafe und Ziegen als hätten sie ihn in dieser Stunde zum einen und zum anderen Male verraten.

«Ah bah», der alte Heilige schüttelte verächtlich beide Hände, «besser, schlechter! Bist du der liebe Gott, der Richter über Mensch und Tier? Sie haben Hunger, sie wollen essen, satt und ein wenig glücklich sein, die einen wie die anderen. Sie sind ein wenig geizig und ein wenig freigebig, ein wenig neidisch und ein wenig liebevoll, ein wenig schlecht und ein wenig gut. Verstehst du das?»

«Ich weiss nicht», murmelte Pietro verstört, und er sah hoffnungsvoll zu San Bartolomo auf, der ihm, dem Hirten Pietro, erschienen war. «Was soll ich tun?»

«Das musst du nun schon selbst wissen», sagte der, lachte, strich seinen Bart und war, mitten in der weissen Mittagshitze, unter dem Felsen auf der Wiese, verschwunden.

Pietro sprach zu niemandem von dem, was ihm widerfahren war; aber im nächsten Herbst heiratete er Ana, deren Mann auf dem Berg verunglückt war. Sie brachte zwei Kinder mit, und Pietro wurde ihnen ein guter Vater.

DIE ERSTE VERSUCHUNG

Das Osterfest war vorüber und der Werktag hatte allenthalben sein Regiment wieder angetreten, das seinen stärksten Ausdruck fand im brausenden Rhythmus der Arbeit, der alle Menschen wieder erfasst hatte, dass sie gingen, sich für die Ihnen zu mühen und das Brot ihrer Tage zu gewinnen.

Meister Stephan ging aus seiner Werkstatt, in der er eine gutgehende Klempnerei betrieb, über den Hof, dem Wohnhause zu. Morgen würde Franz, sein Aeltester, wieder zur Schule müssen. Die Ferien waren vorbei und auch die Jugend rief es wieder zur ersten Pflicht ihres jungen Lebens. Dann war der fünfjährige Thomas wieder allein im Hause. Während der Ferien hatte Meister Stephan immer eine gute Hilfe an Franz. Franz wartete den jungen Bruder gern, obgleich er noch lieber seinen Spielgefährten ins Freie gefolgt wäre. Doch ihm hafteten die Bilder der erkrankten Mutter eindringlich in der Erinnerung und er hatte noch den Klang ihrer lieben Stimme im Ohr, mit der sie ihm in ihren letzten Tagen das Wachen über den Bruder ans Herz legte.

Während des Meisters Gedanken solcherart sprunghaft von dem einen zum anderen glitten, dachte er auch an seine Frau, die vor einem guten Jahr einer schweren Krankheit erlegen war. In den ersten Wochen und Monaten hatte er aufgegeht in ohnmächtigem Zorn, dann in tiefer Verzweiflung, wenn er daran dachte, wie kurze Zeit nur sie ihm Gefährtin auf dem gemeinsamen Wege gewesen und welchen Glückes er mit ihrem Tode verlustig gegangen war. Jetzt hatte er aber gelernt, sich dem unerforschlichen Ratschluss des göttlichen Vaters zu beugen, und sich vorgenommen, seinen Kindern Vater und Mutter zugleich zu sein.

Von morgen ab muss ich untertags öfter einmal zu Thomas heraufschauen, oder ihn mit in die Werkstatt hinunternehmen, dachte er bei sich, als er langsam die Treppe hinaufstieg, um seine Kinder zum Mittagstisch zu holen. Das Essen wurde ihm von seiner alten Besorgerin gerichtet, die es sich nicht nehmen liess, den Jungen — so nannte

Aerzteanekdoten

Napoleons Leibarzt Corvisart war für seinen Scharfblick berühmt. Vor einem Porträt sagte er:

«Wenn dieses Bild naturgetreu gemalt ist, dann muss der Porträtierte an einer Herzkrankheit gestorben sein.»

Und so war es auch.

Mitgeteilt von N. O. Scarpi

sie den Meister, weil sie ihn schon als Kind gewartet hatte — in seiner schweren Zeit beizustehen. Zu gerne hätte sie auch an den Kleinen die Mutterstelle vertreten und an ihnen getan, was das Leben an eigenen Kindern zu tun ihr versagt hatte, doch ihre vom Alter krummgezogenen und von der Gicht geplagten Hände und nicht zuletzt der quälende Rheumatismus hatten über ihren guten Willen gesiegt.

Vor dem Zimmerchen der Kinder angekommen, das nur durch eine — in der oberen Hälfte mit Glas ausgelegte — Tür vom Wohnzimmer getrennt war, verhielt er seinen Schritt. Hingegeben an das Spiel, im kindlichen Eifer auf nichts anderes achtend, kniete Thomas in der Mitte des Zimmers im Schienenkreis seiner Eisenbahn und leitete den Lauf des Zuges mit einer solchen Inbrunst, dass er seine Umgebung ganz vergessen hatte.

Der Aelteste aber lehnte an der Kommode, auf der noch die Teller mit den Oster-Näschereien standen; der seine fast leer, der Teller des Bruders aber noch zur Hälfte gefüllt. Fast unmerklich senkte sich die Bubenhand auf den Teller herab. Dem Vater hinter der Tür lähmte eine seltsame, noch nie gefüllte Schwere die Glieder. Er wollte vorspringen und die ungute Tat verhindern, wollte seinem Aeltesten die Demütigung eines Diebes ersparen, vielleicht seine erste Demütigung, doch er kam nicht von der Stelle. Es war, als hielte ihn eine Hand, damit der Knabe an sich selbst erfuhr, was es hiess, der Versuchung zu widerstehen oder zu unterliegen.

Da! Franz hatte vom Teller seines Bruders ein Schokoladenei genommen. Unschlüssig hielt er es in der Hand. Meister Stephan konnte sehen, wie es im Gesicht des Knaben spielte, wie das Gewissen gegen die Sucht zu besitzen und zu geniessen ankämpfte. Das noch klare und vom Leben ungezeichnete Gesicht war der Spiegel der widerstreitenden Empfindungen, die den Jungen durchtobten. Dann, mit einem schnellen Entschluss, liess Franz das Ei auf den Teller zurückfallen, dass Thomas, aus seiner Versunkenheit aufwachend, erstaunt von seinem Spiel aufblickte.

«Du kannst ruhig von dem Teller essen, nimm nur von den Schokoladeeiern, die schmecken am besten!» rief er dem Bruder zu, um sich gleich wider seinem Spiel zuzuwenden.

Da trat der Vater zu ihnen ins Zimmer. Mit einem guten Wort schickte er Thomas voraus, dann wandte er sich an seinen Aeltesten, der noch immer mit verstörtem Gesicht zu ihm aufsah.

«Hast du Thomas etwas vom Teller genommen?» fragte der Meister, und blickte den Jungen lange an, mit Augen, in denen die Freude zauberhafte Lichter angesteckt hatte. Der Junge aber — ihm mochte eine Ahnung von der Heiligkeit der Stunde ins Herz gefallen sein — warf sich an die Brust des Vaters und verbarg seinen Kopf. Sein Körper wurde von einem Schluchzen geschüttelt.

«Vater, ich wollte es, aber ich habe es nicht gekonnt!»

«Dann ist es gut!» In diesen vier Worten des Vaters lag all der Dank an Gott und die Freude des Säemanns, der das Korn des Guten in die Seele des Knaben gelegt hatte und im jungen Keim den kräftigen Stamm erahnte, den er mit dankbarem Gebet unter die Obhut des getreuen Gottes stellte.

Franz Kurowski

O S T E R - F I S C H F A N G

Am Gründonnerstag war Jannis, der alte Fischer, in die Taverne gekommen, wohin sich die Männer schon am frühen Nachmittag vor der Scheuerwut ihrer Frauen geflüchtet hatten. Sie würden in dieser Woche nicht mehr ausfahren und waren in die Taverne gegangen, um einmal einen Tag mit müssegem Geschwätz verbringen zu können, währenddessen die Frauen die Wohnung blitzsauber putzten, damit der Tod und die Auferstehung des Herrn würdig begangen werden konnte. Noch bevor sich Jannis dem Kreis der Zuhörer zugesellte, begann er schon zu sprechen:

«Ja, Kapetano Kuloriotis, früher lebten hier in Loutsa viele Witwen, weil alle Männer zum Fischen hinausfuhren und ab und zu einer nicht mehr zurückkam. Aber jetzt gibt es keine verlassenen Frauen und Waisen mehr.» Ein schneller Blick des Einverständnisses flog von dem Kapetano zum Jannis herüber. Er hatte verstanden, was Jannis auch ohne Worte sagen wollte.